



Illustration Design Studio B.O.B.

## Die Heilige Familie und wir

Mutter, Vater, Kind: Die Weihnachtsgeschichte hat unser Ideal von Familie tief geprägt. Dabei leben wir heute oft ganz anders. Was also haben uns die drei aus dem Stall noch zu sagen?

Von Julia Schaaf

Eine Mutter, ein Vater, ein Kind: An Heiligabend konstituiert sich unser Inbegriff von Familie. Wenn wir die Krippenfiguren unter der Tanne arrangieren, stehen Maria, Josef und ihr Baby im Zentrum. Jede Weihnachtspredigt, jedes Krippenspiel dreht sich um die so banale wie großartige Tatsache, dass eine Frau und ein Mann ein Kind bekommen. „Fürchtet euch nicht!“, sagt der Engel zu den gratulierenden Hirten, aber irgendwie auch zu den frischgebackenen Eltern und uns allen: „Siehe, ich verkündige euch große Freude.“ 2000 Jahre Kulturgeschichte und eine Frohe Botschaft.

Die Eltern haben zu diesem Zeitpunkt noch keine Ahnung, ob es mit dem Stillen klappt und wie Schlafmangel an der Psyche nagt. Aber vielleicht verspüren sie dieses bis dato ungekannte Gefühl, eine Eingebung des Himmels, dass sie das Kostbarste und Unglaublichste in den Armen halten, das ihnen je widerfahren ist, weshalb sie sich sofort umstandslos vor jedes Auto – jedes Fuhrwerk? – werfen würden, um dieses Geschöpf vor den Gefahren der Welt zu schützen.

Die Geburt eines Kindes ist wie Weihnachten, nur besser: ein echtes Wunder. Während man noch staunt, was die entfernte Verwandtschaft an Geschenken schickt und dass selbst der pampige Nachbar gratuliert, während man ein greinendes Bündel durch die Wohnung trägt und das Nervenkostüm dünner wird, ahnt man, dass man als Vater oder Mutter zwar derselbe Mensch bleiben, aber nie und nimmer dasselbe Leben führen kann. Etwas Neues beginnt: Familie. Schon wegen des Babywunders hat sie es verdient, dass sie uns heilig ist.

Alle Jahre wieder gerinnt die Erzählung aus dem Lukas-Evangelium zu einem Bild von Mutter, Vater, Kind, das auf den ersten Blick so natürlich anmutet, als entspränge es den Gesetzen der Biologie: Aus einer Samenzelle (Mann) und einer Eizelle (Frau) entsteht – Wunder! – neues Leben. Was aber hat diese Modellfamilie unterm Weihnachtsbaum uns zu sagen, uns, die wir heute Väter und Mütter sind?

Das Thema Familie hat in Deutschland in den vergangenen zwei Jahrzehnten eine beachtliche Aufwertung erfahren. Seit der Einführung des Elterngeldes bekommen Männer und Frauen das Kinderkriegen gewissermaßen bezahlt. Es gibt Kindermodeläden, in denen Mütter am liebsten für sich selbst shop-

pen würden, und Cafés mit extra viel Platz für teure Kinderwagen. Erziehungsfragen werden nicht mehr nur auf dem Spielplatz verhandelt, der Horror der Kitaplatzsuche und die Belastungen des Homeschoolings sind Stoff für die Abendnachrichten und das Dinner mit Freunden. Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf ist zu einer Schlüsseldimension geworden, um den Stand der Gleichberechtigung zu vermessen. Wer denkt beim Stichwort Krippe noch an Stroh? In vielen Mittelschichtfamilien gruppieren sich rund um das „babybay“-Beistellbett statt Ochs und Hirten die Großeltern und eine Phalanx an Babysit-tern. *It takes a village to raise a child.*

Derweil hat das reaktionäre Lager die Familie zum Kriegsschauplatz erkoren. Rechtspopulisten verkämpfen sich für das Dreigestirn aus Vater, Mutter, Kind, für ein Primat der Biologie und die Bewahrung traditioneller Geschlechterrollen, als stünde angesichts der Möglichkeiten der Reproduktionsmedizin und der Lebensmodelle des 21. Jahrhunderts die Zukunft des Abendlandes auf dem Spiel. Davon unbeeindruckt hat sich die Ampelkoalition einer Modernisierung des Familienrechts verschrieben. Zum ersten Mal in der Geschichte werden die Belange von lesbischen Eltern und Patchworkkonstellationen, von Spenderkindern und verzweifelten Paaren mit Kinderwunsch so wichtig genommen wie der Prototyp aus Papa, Mama, Kind.

Was aber heißt das alles für die Heilige Familie? Haben Maria, Josef und ihr Windelkind als Vorbild ausgedient – oder können sich auch Alleinerziehende und schwule Väter mit ihrem Leihmutterbaby in der Erzählung vom Stall in Bethlehem spiegeln?

„Es ist ja bekannt, dass die Vater-schaftsverhältnisse in der Heiligen Familie ungeklärt sind. In diesem Sinne ist sie überhaupt nicht bürgerlich, neuzeitlich, ideal!“, Isolde Karle ist Professorin für Praktische Theologie an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ruhr-Universität Bochum und Prorektorin für Diversität. Die 58-Jährige, selbst verheiratete Mutter von zwei erwachsenen Söhnen, hat ein Faible für Weihnachten bis hin zum Kitsch, wie sie selbst belustigt zugibt: weil da ein Neugeborenes im Mittelpunkt der Feier steht und wir uns als Familien zusammenfinden. In ihrer Predigt zum Weihnachtsuniversitätsgottesdienst wird sie sagen, dass wir auch als

Erwachsene in diesem Lichterglanz ein bisschen Kind werden dürfen.

Am Telefon geht es aber zunächst um jenen Teil der Weihnachtsgeschichte, der im Krippenspiel gerne unterschlagen wird. Karle erzählt, wie Maria, dieses blutjunge Mädchen, von einem Engel erklärt bekommt, dass sie Jesus zur Welt bringen wird, und fürchterlich erschrickt. Dass Josef sie zunächst verlassen will, weil ihm klar ist, dass das Kind nicht von ihm sein kann. Bis ihm ein Engel beibringt: „Nee, mach das nicht. Bleib bei ihr.“ Die Theologin sagt: „Manche aus der LGBTI-Group haben das dann auch so interpretiert, dass das die erste postmoderne Familie ist. Ich finde sehr wichtig zu sehen: Elternschaft ist nicht einfach durch Biologie gegeben, da gehört viel mehr dazu. Die neustamentlichen Autoren hatten insgesamt kein besonderes Interesse an einer biologischen Elternschaft. Jesus selbst relativiert seine eigenen Familienbindungen und betont die geistige Verwandtschaft.“

Nun finden sich in der Heiligen Nacht keinerlei Hinweise, dass Josef und Maria etwas anderes gewesen wären als ein heterosexueller Cis-Mann und eine Cis-Frau (deren Sexualität das Christentum jahrhundertlang beschäftigen sollte, völlig unabhängig davon, ob sie auf Männer oder Frauen stand): „Natürlich haben die nicht an Lesben und schwule Eltern gedacht“, sagt Karle. An anderer Stelle in der Bibel wurden Geschlechterklischees dafür so eindeutig relativiert, dass sich selbstverständlich alle, die sich als Eltern fühlten, mit der Heiligen Familie identifizieren durften.

Aber will man das überhaupt? Was gewinnt eine Mutter, die nach einem viel zu langen Arbeitstag bis spät in die Nacht Geschenke einpackt und sich um den Zustand ihrer Partnerschaft sorgt, weil der letzte Sex schon wieder so lange her ist, wenn sie an Maria denkt? Taugt dieser Typ im Stall, der gerade mal die Laterne hält, als Inspiration für Väter, die trotz der Angst um die Karriere ihre Arbeitszeit verringern, damit Präsenz mehr als eine Floskel ist und die Partnerin gleichberechtigt arbeiten kann?

In dieser Hinsicht ist die Heilige Familie eine Enttäuschung. Von Giotto über Raphael mal mindestens bis Rembrandt hat die europäische Kunst unsere Vorstellung von Elternschaft maßgeblich auf eine Weise geprägt, die alles andere als zeitgemäß ist. „Da sieht man, wie Mutterliebe aussieht, da sieht man, wie

kindliche Seligkeit aussieht. Da sieht man vielleicht auch, wie väterliche Teilnahme aussieht in einer zum Teil unbefohlenen, zurückgesetzten Weise.“ Albrecht Koschorke, 63, ist Pfarrerssohn, Theologenbruder und Professor für Literaturwissenschaft an der Universität Konstanz. Sein Buch „Die Heilige Familie und ihre Folgen“ ist schon 20 Jahre alt, aber noch immer erhältlich. Gerade lebt Koschorke mit den sechs und zwölf Jahre alten Söhnen in Berkeley, weil seine Frau dort ein Forschungsstipendium hat: „Ich bin ein Partisan dieser modernen Väterlichkeit“, sagt er im Video-Call. In der Kulturgeschichte der Heiligen Familie hat er davon nicht viel gefunden.

Geht es um die kulturelle Langzeitwirkung der Ikonographie, stammen die bis heute prägenden Motive weniger aus der Bibel als aus der Frühen Neuzeit: Dann nämlich wurde die Marienverehrung einem Säkularisierungsprozess unterzogen, wie Koschorke sagt. Die spirituelle Autonomie der Frau sei beschnitten worden, um stattdessen das „Ideal der züchtigen Hausfrau“ zu propagieren, die sich in aufopferungsvoller Mutterliebe ihrem Kind zuwende. Josef hingegen, kunstgeschichtlich wahlweise als geiler Greis oder lächerliche Randgestalt verspottet, werde aufgewertet zum Hausvater und sei nun „der berufstätige, auswärts operierende“ Mann. „Das ist eine Geschichte, die durch die Reformation angestoßen und dann in der Aufklärung in einem bestimmten Geschlechterverhältnis codiert wird“, sagt Koschorke.

Sicherlich ist die Patchworkfamilie aus Galiläa quer durch die Epochen unterschiedlich inszeniert und interpretiert worden: „Das ist das Großartige an solchen Kernkonfigurationen: dass sie immer wieder neu modelliert werden“, so Koschorke. Das heiße allerdings nicht, dass man dieses Vermächtnis einfach abstreifen könnte oder alles möglich wäre. Im Gegenteil: Ursprünglich ist Koschorkes Buch entstanden, weil er seinem heute erwachsenen Erstgeborenen die Weihnachtsgeschichte erzählte und der Bursche, seinerzeit drei Jahre alt, sich wunderte: „Wer ist jetzt hier der Papa? Ich versteh das nicht!“ Gott, der Vater, im Himmel und dann Josef als Vater vor Ort – Koschorke spricht von einem „interessanten Splitting der Vaterrolle“ und einer „nicht vollpräsenten Männlichkeit“. Das präge bis heute.

Aber ist das schlimm? Oder, wie es der Literaturwissenschaftler formuliert:

Muss man die Heilige Familie „ganz genau passförmig machen“ für heutige Verhältnisse? Koschorke sieht die „europäische Modellfamilie schlechthin“ ohnehin als „Modell, das man nicht befolgen kann“: Weder die weibliche Rolle – Mutter und Jungfrau – könne „vollkommen inkorporiert werden“, noch die männliche sei „ohne Brechung“ zu haben. Aber das sei das Herausfordernde: „Das ist das Religiöse. Das Religiöse lässt sich nicht ganz einverleiben.“

Prenzler Berg in Berlin, einer der kinderreichsten Stadtteile in Deutschland. Der rote Backsteintrumm am S-Bahn-Ring, wegen seiner Wichtigkeit der „Betende Riese am Humannplatz“ genannt, ist die katholische Kirche Heilige Familie. Pfarrer Michael Höhle leitet die Gemeinde seit 17 Jahren. Das Fest der Heiligen Familie, das in der katholischen Kirche am Sonntag nach Weihnachten gefeiert wird, ist das Patronatsfest seiner Gemeinde. Wer sollte besser wissen, was uns die Dreierkonstellation aus dem Stall heute noch zu sagen hat?

Der Organist probt in der leeren Kirche „Tochter Zion“, der Pfarrer steht, das weiße Haar quer über den Kopf gestrichen, vor dem Altaraufsatz aus Holz: Jesus liegt hier mitnichten in einer Krippe, er balanciert vielmehr wie in einer Akrobatikschule auf der Weltkugel. Dieser Junge geht mindestens schon in den Kindergarten. Auch Pfarrer Höhle denkt beim Namen seiner Gemeinde nie nur an das weihnachtliche Neugeborene, sondern auch an den pubertären Jesus im Tempel, der seinen Eltern patzig kommt, nachdem sie ihn so verzweifelt gesucht haben. Höhle spricht von der Familie als Lerngemeinschaft: „Einander annehmen, mit einer Fremdheit auch, zulassen, dass jemand anders tickt, und dann doch aufeinander hören und einen Weg miteinander finden.“

Maria, Josef und ihr Junge seien ja durchaus ein „merkwürdiger Verein“, gibt er zu: „Wodurch werden die zusammengehalten? Was ist der Kitt?“ Dann spricht er von „einer anderen Dimension“, von Gott und dem „Geheimnis, das uns trägt“. Weil es eben mehr brauche als große Gefühle, Verantwortung zum Beispiel und eine Form von Liebe, die darin besteht, einander freundlich aufzunehmen. Der Organist spielt das schönste aller Weihnachtslieder, „Maria durch ein Dornwald ging“. „Annehmen ist das große Zauberwort“, sagt Pfarrer Höhle. In der Familie. Und erst recht an Weihnachten.

### AM RANDE DER GESELLSCHAFT

VON HAUCK & BAUER

